

Nr. 5. Bromberg, den 6. Januar 1929.

Eliza.

Roman von **Rudolph Stratz.**

(4. Fortsetzung.)

„Strecken Sie sich irgendwo hier im Hause dieses Mehlhändlers zur Ruhe, Wisselinck! Sie sind von den Fatiguen der Reise erschöpft!"

„Diese Reise war mehr noch voll Gefahren als voll Mühe. . . . Ich setzte freudig mein Leben auf die Pharo-Bank! Ich war stolz, Preußen retten zu dürfen, durch die Sendung, deren Sie mich würdigten . . . in meinem Alter . . in meinem geringen Stand! Ich wollte Ihnen alle die Wohltaten vergelten, die ich von Ihnen und Ihres Herrn Vaters Exzellenz empfangen! Ich wollte Ihrem hohen Hause dienen und damit Preußen dienen — denn ich weiß ja: Sie und die Ihren — das ist Preußen!"

„Glauben Sie, daß in Preußen sonst nichts da ist — außer dem Adel und des Königs Majestät?" sagte der ehemalige Generaldirektoriums-Minister langsam. Der Kandidat blickte ihm überrascht und erhitzt in das unbewegte Gesicht.

„Sie sind doch Preußen, Exzellenz! Sie sind der Staat! Sie sind die Armee! Der gemeine Kerl bei der Truppe ist doch bezahlt. Der Bauer ist doch hörig. Was sind wir — das Volk — ohne Ihre Führung? Wir Untertanen sind auf Sie angewiesen wie die Herde auf den Hirt!"

Der Graf legte die Hände über den flaschengrünen, goldknöpfigen Frackschößen auf dem Rücken zusammen und trat zum Fenster. Er wandte dem jungen Mann den schwarzgeflochtenen Zopf im weißgepuderten Haarbeutel zu. Er schaute auf die Gasse hinaus. Er schwieg.

„Portez les armes!" hallte draußen ein scharfes, französisches Kommando. Die Tritte des Wachttrupps schütterten gleichmäßig auf dem Pflaster. Der Graf von Möllenbeck betrachtete stumm diese Franzosen vom 27. leichten Infanterieregiment in ihren kreuzweis von den weißen Tornisterriemen gegürteten blauen Tuniken und langen hellgrauen Hosen — diese noch halb knabenhaften Köpfe unter dem gewitterigen schwarzen Napoleon-Zweispitz — diese dürftigen, kleinen, welterobernden jungen Kerle. Diese Söhne des Volks . . .

„Das zieht nun gestern in Wien ein und heute in Berlin — jetzt in Rom und jetzt in Warschau . .", sagte er, mehr zu sich, als zu dem jungen Mann im Zimmer. Und dann lauter, in einem seltsamen Ton: „So weit haben wir euch gebracht . . .!"

„Das ist es ja eben, Exzellenz — warum jeder treue Preuße verzweifelt!" Der Sohn des Hufschmieds Wisselinck trat mit ratlos gerungenen Händen näher. „Der König verliert heute sein halbes Volk und Land. Die Armee ist nicht mehr. Der Adel ist verarmt und vertrieben, seine Güter sind von den Franzosen besetzt und verheert, die Beamten abgesetzt und zersprengt! Es ist nichts mehr da in Preußen. Nichts . . . Nichts . . . Was können wir noch tun?"

„Stark bleiben, damit wir stark werden!" Der Graf von Möllenbeck wandte sich um. „Hoffen. Hassen. Wachen. Warten. Warten, Wisselinck! . . . Es gibt zu viele Leute bei uns, die stets bereit sind, ihren Kopf für die gute Sache zu verlieren, und nie bereit, ihn vernünftig für die gute Sache zu gebrauchen . . . Wisselinck . . ." Er trat rasch auf den Kandidaten zu. „Ich kann mich auf Sie verlassen . . ."

„Mit Blut und Leben, Exzellenz . . ."

„Wisselinck: Es wird jetzt viele geben, die glauben, sie ertragen den heutigen Tag nicht, wenn sie sich nicht gegen ihn wehren! Ich weiß: Es ist vielfach eine gefährliche Stimmung — da oben zwischen Tilsit und Nimmersatt. Haben Sie auf Ihrem Ritt hierher etwas davon verspürt?"

„Ja, Exzellenz! . . . Ich traf hier unten einen Pächterssohn . . . und unterwegs einen jungen Offizier . . ."

„Von der Artillerie? . . . Von der geht die Bewegung aus . . .! Haben Ihnen diese Schwarmköpfe gestanden, was sie planen? Nur Andeutungen? Nun — so will ich es Ihnen verraten!" Der Minister von Möllenbeck stand Aug' in Auge mit dem jungen Mann und dämpfte seine tiefe, feste Stimme. „Der König soll dazu gebracht werden, zugunsten seines Bruders, des Prinzen Wilhelm, abzudanken! Das ist das Ende Preußens, Wisselinck! Der dämonische Mensch, gegen den wir kämpfen, sitzt auf dem Thron eines enthaupteten Königs. Er mag Könige verjagen — neue Könige an Tiber und Elbe und Neckar und Isar schaffen — nie werden wir ihn mit seinen eigenen Waffen schlagen, sondern nur mit einer Art des Umsturzes, die uns nicht um das Alte ärmer macht, sondern um das Neue reicher!"

„Hier in Ostpreußen hege ich keine Sorge!" fuhr der Graf Möllenbeck ruhiger fort. „Hier sind wir im Lande und halten die Schwarmgeister im Faß, bis es Zeit ist, den Most auf Flaschen zu füllen. Aber die Fäden dieses Spinnennetzes laufen nach Pommern hinüber! Dort sind wir, von hier aus, ohne Einfluß. Wir, in Amt und Würden, dürfen uns nicht in das von den Franzosen besetzte Gebiet wagen. Wir können nur jetzt eilends, mit dem vollen Schwerklang unserer Namen, eine Warnung an die dortige gräfliche Kreuzspinne mitten im Netz der Mißvergnügten schicken! Diese Warnung läßt sich, wo es sich um die Krone handelt, nicht dem Papier anvertrauen. Sie kann nur mündlich durch einen unbedingt zuverlässigen Beauftragten erfolgen!"

„Wann soll ich reisen, Exzellenz? Wann ich wieder bei Kräften bin? Pah! . . . heute noch — wenn's not tut!"

„Sagen wir: morgen! Sie können jetzt, nach Friedensschluß, ungefährdet auf dem geraden Weg nach Königsberg und von da zur See!

Und verzagen Sie nicht an Preußen und seinem Volk!" Der Graf Möllenbeck drückte dem Königsberger Kandidaten die Hand. „Denken Sie an das Wort der Schrift: „So du frei sein kannst, so gebrauche das doch viel lieber!" Das ist ein Wort von morgen! Das Wort verstehen Sie heute noch nicht! . . .Herr Sekretarius!" Er stülpte sich, während der Geheimschreiber aus dem Nebenzimmer eintrat, die gekrämpte Hutröhre über den Haarbeutel und griff nach dem dünnen Bambusstock. „Lasse Er den Herrn Generalmajor Scharnhorst und den Herrn Oberstleutnant Gneisenau durch Boten wissen, daß ich morgen in Memel zu Diensten stehe, und expediere Er diesen Brief an den Herrn Reichsfreiherrn vom Stein in Nassau!"

3.

„Also ich tät' mich an eurer Stell' schämen!" So rief das eine der beiden jungen Frauenzimmer, das größere, braune, mit dem feinen, schmalen, vom Schutenhut beschatteten Gesicht. Sie stand zornmütig aufrecht in dem haltenden offenen Reisewägelchen, die Pelz-Wiltschura um

die Schultern des ausgeschnittenen, hochgegürteten weißen Empirefähnchens, im langen blauen Tuchrock. „An uns ist nix zu gaffe — ihr Schote! Hier ist kein Affekaste!“

Um das Fuhrwerk wogten wie Schneegestöber die weißen Waffenröcke der sächsischen Musketiere vom Infanterieregiment Loë. Hundert braungebrannte Gesichter grinsten unter den hohen, blauen Tschakos. Die Sonne brannte heiß auf die grünen Reiser und bläulichen Kochfeuer und gelben Kornschütten der stundenlangen Biwaks der Großen Armee. Fern flimmerten in der zitternden Luft die Türme von Tilsit.

„Das sind jetzt deutsche Landsleut', Märtche!“ rief wieder empört die Braune.

„Bettinche — halt doch die Gosch'!“ flüsterte die dralle Blonde. Aber ihre Freundin stemmte die Hände in die Hüften und funkelte furchtlos wie eine gereizte Katze auf die Soldaten hinab.

„. . . und statt daß die Herre Sachse zwei schutzlose Mainzer Mädche ungeniert passiere lasse . . .“

„Ich mein', die Jungfern haben Schutz genug!“ schrie ein Korporal. Alles grölte. Vor dem Wagen hielt als Wache ein grüner, Großherzoglich-Warschauscher Ulan zu Pferde, das weiß-rote polnische Fähnchen an der aufrechten Lanze. Eine andere rot und weiß geflammte Riesen-Tschapka und rot eingesetzte Ulanka schimmerte hinter dem Fuhrwerk. In einer zweiten, unmittelbar folgenden Kutsche raunte ein schwammiger, bleicher Franzose mit tiefschattenden Augen aus den fünf Fallklappen seines braunen polnischen Wettermantels heraus zu einem an den Wagenschlag getretenen Offizier:

„Sie sehen in mir den Geheimagenten Bienassis des Herrn Polizeiministers Fouché! Ich eskortiere zwei junge Frauenspersonen, die sich des Hochverrats schuldig gemacht haben, in das Hauptquartier. Es wollen die Demoiselles Dullenkopf und Zipfler, Modeschneiderinnen aus Mainz, sein! Nun — man wird sehen!“

„Wartet nur! Ich sag's dem Kaiser Napoleon, wie ihr euch hier unmanierlich aufführt!“ schrie drüben die Demoiselle Dullenkopf. Ein wieherndes Gelächter als Echo. Immer mehr sächsische Rheinbundkrieger strömten hinzu, Musketiere von den Infanterieregimentern Aus dem Winckel und Nostiz, Gersdorff-Cheveaulegers, weiße Zezschwitz-Kürassiere. Auch der wachhabende Leutnant amüsierte sich. Er ließ den ehemaligen Abbé und Jakobiner Bienassis in seinem Wagen sitzen, schlenderte nach vorn zu den beiden Demoisellen und lüftete ironisch den hohen Dreispitz.

„Der Kaiser der Franzosen hat gerade Zeit für Dämchen eures Kalibers!“ sagte er. „Außerdem steht Seine Majestät im Begriff, nach der gestrigen Unterzeichnung des Friedens, nach Paris zurückzukehren. Er wird in kurzem hier durchpassieren . . .“

„Er kommt hier vorbei . . .? Heilig und gewiß . . .? In einer Stund' schon? . . .“ Die Demoiselle Dullenkopf ließ sich, beglückt aufatmend, steil aufrecht auf das Wagenpolster nieder. Sie faltete die Hände und warf aus ihren braunen Augen einen dankbaren Blick zum Herrn im Himmelsblau empor. „Jetzt wird alles gut!“

„Sie werden sich nicht etwa beifallen lassen, den Kaiser zu belästigen, Mamsell! Dafür wird man sorgen!“

„Ei — warum habt ihr mich denn dann perSchub aus Polen hierhergeschafft?“ frug das braune Fräulein aus Mainz spitzbübisch. „Ich bin euch allen dafür zu herzlichstem Dank obligiert, Messieurs!“

„Sie wird schon etwas angestellt haben! Lache Sie nicht, Sie Gans! Ich sehe Sie schon beim Wollespinnen in St. Lazare!“ Der Sachse blinzelte vielsagend zu dem zweiten Wagen zurück. „Mit der Pariser Polizei ist nicht viel zu spaßen!“

Ein Haufe Offiziere stand jetzt dort an dem Kutschenschlag um Monsieur Bienassis. Aus dem himmelblau leuchtenden Biwak der Bayern nebenan war ein Brigadier der Infanterie herübergestiefelt. Blutrot flammte das Band der Ehrenlegion auf seinem blauen Herzen. Sein rundes Gesicht perlte von Schweiß. Er ließ sich von dem Geheimagenten auf französisch Bericht erstatten.

„So einem z'wideren Preißen haben's Vorschub geleistet — die Madel — die verdächtigen!“ dolmetschte er den um ihn gescharten schwarzen Raupenkämmen über hohen Schirmhelmen. „Aber am End' — jetzt ist Frieden!“

„Hären Sie — ich tät' die hibschen Tierchen loofen lassen!“ sprach ein Sachse vom Infanterie-Regiment Lindt. Der dicke, kleine, bayerische Kapitän vom dritten leichten Infanteriebataillon neben ihm nickte gutmütig:

„Die Flintscherln sollen schaug'n, daß 's weiterkommen!“

„Attention!“ Eine gelle Stimme. Die buntscheckigen Rheinbund-Uniformen spritzten salutierend auseinander. „Le maréchal!“

Der französische Korpsgeneral Lacroux trat rasch, sporenklirrend, den Reitstock wagrecht unter der Achsel, in die Mitte seiner deutschen Untergebenen. Er war ein Mann zu Anfang Dreißig, mit einem bartlosen, barschen, jungen Gesicht voll ungebildeter Bravour. Hinter ihm wimmelte sein Stab von grauköpfigen Colonels und schwarzbärtigen Brigadiers, alle um Jahrzehnte älter als er. Er schüttelte zu dem vertraulichen Getuschel des Geheimagenten ungeduldig den harten Kopf und schnalzte mißbilligend mit der Zunge.

„Ah — la — la! Das ist nicht gut! Das ist Senf nach dem Essen, mein Herr! Wir haben den Frieden . . .“

Und schroff, so gedämpft, daß nur der Vertraute des allmächtigen Polizeiministers ihn verstehen konnte:

„Wenn dieser Preuße wirklich mit der Weltgeschichte um die Wette ritt, so hat sie ihn überholt! Der Wiener General Stutterheim ist seit gestern abend in Tilsit und stellt sich, angesichts der vollendeten Tatsache des Friedens, als habe er niemals den Krieg in den Falten seines weißen Mantels getragen! Dem Kaiser ist es recht. Er wünscht jetzt keine nachträglichen Verwicklungen mit Österreich. Er hat in nächster Zeit genug mit Spanien zu tun! Also schicken wir diese schönen Kinder schleunigst dahin, woher sie gekommen! . . . Einverstanden? Sie können sich dem Gewicht meiner Gründe nicht entziehen? Gut!“

Der General Lacroux trat zu dem vorderen Wagen.

„Stehen Sie auf, Demoiselles, wenn ich mit Ihnen spreche!“ befahl er kurz. „Sie haben Glück! Die Großmut Frankreichs läßt Gnade für Recht ergehen! Sie erhalten die Erlaubnis, ungesäumt nach Mainz zurückzukehren! Schlagen Sie sofort, nachdem Ihre Päße umgeschrieben sind, von hier aus den Weg nach Skaisgirren ein! . . . Sehen Sie mich nicht so schnippisch an! Kein Wort mehr! Sie sind französische Bürgerinnen! Sie befinden sich in der Zone des französischen Kriegsrechts! . . . Lassen Sie sich das gesagt sein! Gute Reise!“

„In einer Stunde gehorche ich mit Vergnügen, mein Marschall!“ sprach die Demoiselle Dullenkopf sanft und setzte sich wieder. „Vorher muß ich noch hier den Kaiser sprechen!“

„Sind Sie toll geworden?“

„Wegen dieser Konversation tat ich ja die Reise! Die Fahrt nach Danzig war nur ein Vorwand!“

„Und Sie bilden sich ein, der Kaiser hat auch nur einen Blick für leichtfertige kleine Frauen Ihres Schlages, die im Biwak die Gemüter seiner Soldaten verwirren? Wolle einer der Herren, die Deutsch sprechen, dem Kutscher befehlen, im Galopp mit diesen beiden Abenteurerinnen nach Skaisgirren abzufahren. Die Päße folgen nach.“

„Ich bleibe hier — und wenn man mich totschlägt . . .“ Die Demoiselle Dullenkopf kletterte eilfertig aus dem Wagen und stand blaß, die kleinen Fäuste geballt, rebellisch aufgereckt, mit den schwarz bebänderten Halbschuhen tief im Staub. Der General Napoleons verzog keine Miene.

„Wir sind mit den Preußen fertig geworden!“ sagte er. „Wir werden auch mit Ihnen, Demoiselle, noch fertig werden! . . . Hebt das Hühnchen wieder in den Wagen . . . Tausend Donner . . . Es widerstrebt mir, Gewalt gegen eine Frau anzuwenden! . . . Nehmen Sie Vernunft an! . . .“ Er furchte grimmig die Stirne. „Der gesunde Menschenverstand müßte Ihnen doch sagen, daß Personen Ihrer Art der Zutritt zum Kaiser verschlossen ist . . . Halt! . . . Nähern Sie sich mir nicht! Sie sind hübsch — ich gebe es zu — aber ich wünsche keine Küsse! Wie? Nur zwei Worte ins Ohr . . . ?“

Der Marschall Lacroux neigte seinen Zweispitz unwirsch zu den roten Lippen der Demoiselle Dullenkopf. Er preßte den bartlosen, willensfesten Mund beim Zuhören immer nachdenklicher zusammen. Der Ausdruck seiner Züge blieb kalt und unbewegt. Aber aus den schwarzen Augen glitt ein jäher, unwillkürlicher Blick höchster Überraschung an dem jungen Frauenzimmer hernieder.

„Haben Sie irgendeinen Beweis für das, was Sie da behaupten?“ frug er leise und schnell.

„Ich weiß, daß im Gefolge des Kaisers Generale genug sind, die mich von Frankfurt und Mainz her kennen!“

„Und wenn dies eine Finte ist, Madame — wenn Sie doch wirklich die kleine Schneiderin Dullenkopf aus Mainz sind — wenn ich eine Unwürdige vor das Angesicht Napoleons ließe — nein — das ist unmöglich . . .“

„Ebenso unmöglich, mein Marschall, daß Sie mir die Hilfe Frankreichs verweigern, nachdem Sie wissen, wer ich bin! Ich stehe, wenn nicht heute, so doch über kurz oder lang vor dem Kaiser! Und dann würde es Ihnen, schon aus Rücksicht auf die Rheinbundfürsten, übel vermerkt werden, daß Sie eine Fremde meiner Distinktion hier als fahrendes Fräulein behandelten!“

„Gut denn!“ Der Franzose hatte mit der Schnelligkeit des Truppenführers überlegt. „Ich weiß einen Ausweg! Wer ist dies hier? Ihre Zofe? Vortrefflich! Warten Sie

mit ihr, wenn es beliebt — nur eine Viertelstunde, Madame! — in der Herberge hier gegenüber das Weitere ab!"

Der brutale junge Marschall geleitete, zum Staunen seines Stabs, die beiden Putzmamsellen persönlich zu dem Krug an der Heerstraße von Tilsit nach Tapiau und beurlaubte sich am Eingang mit einem gemessen-achtungsvollen, zurückhaltenden Handgriff an den goldbetreßten Hut. Durch die scheibenlos schwarzen Fensterhöhlen des schmutzigen Wirtshofs, den die Demoisellen röckeraffend betraten, wehte der Sommerwind, durch die weißen Sparren der abgedeckten Dächer schien die Julisonne in die leeren Ställe und Scheunen, aber hinten am Schanktisch klirrten dem schwitzenden, hemdsärmeligen Litauer die Sonstücke mit der phrygischen Freiheitsmütze in den Kasten wie vorher, beim Rückzug der verbündeten Heere, die adlergewappneten preußischen Groschen und die russischen Kopeken mit dem heiligen Georg. Die große niedere Wirtsstube war gedrängt voll. Auf deutsch, polnisch, litauisch, französisch, jiddisch, italienisch wurde gezankt und geflucht, an den Tischen geschmust, in den Winkeln wurden Wechsel gekritzelt, im Hof draußen noch, neben dem Misthaufen, Geldkatzen aufgeeestelt und geheimnisvolle Säcke zugebunden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Mantel.

Skizze von Thomas Lindner.

Die Zärtlichkeit, mit der Herr Deladier an seinem einzigen Kinde Angelika hing, hatte ihn in den „Printemps" geführt.

Hier bemühte er die Mannequins. Ein kostbarer Wintermantel nach dem anderen mußte vor seinem kritischen Vaterblicke defilieren. Wie immer, wenn es für seine Angelika etwas zu kaufen galt, entschied er sich auch jetzt wieder für das teuerste Stück. Ein Modell der Pariser Konfektion! Bordeauxfarben, mollig mit Maulwurf gefüttert, Manschetten und Kragen aus kanadischem Silberfuchs!

Deladier war unsagbar stolz auf seinen Geschmack.

Madame Ponce, die Direktrice der Mäntelabteilung, atmete auf. Sie geleitete ihren Kunden an die zuständige Nebenkasse und fragte, während Deladier die Rechnung beglich, wohin der Mantel geschickt werden solle.

„Ich nehme den Mantel mit", entschloß sich Deladier. Und ganz überflüssigerweise fügte er hinzu: „Es handelt sich um ein Geschenk, das ich sofort zur Hand haben möchte."

Madame Ponce lächelte dienstbereit, wie das ihre Stellung in dem Warenhause von ihr verlangte. „Ich werde Anweisung geben, mein Herr, daß man Ihnen den Mantel sorgsam einpackt."

„Ich bitte darum, Madame!"

„Freilich", vollendete Madame Ponce, „allzu lange sollte der Mantel nicht verschnürt bleiben. Er könnte darunter leiden. Darum dürfte es sich empfehlen, daß man ihn aushängt!"

„Schön, Madame", antwortete Deladier.

Nun saß er im Wagen. Auf dem Rücksitz des Autos lag das Paket. Es hieß sich mit Geduld wappnen, da die Bogenlampen der Boulevards aufflammten und der Verkehr auf dem Opernplatz lebensgefährlich anschwoll. Aber endlich war das Grand Hotel erreicht.

Deladier befand sich auf der Durchreise. Er kam in Geschäften aus London und gedachte die weite Fahrt nach Nizza nur für eine Nacht zu unterbrechen. „Um seiner Angelika etwas Wundervolles aus Paris mitzubringen", wie er der Sechzehnjährigen, die ihn nun voll Ungeduld an der Cote d'Azur erwartete, beim Abschied versprochen hatte.

Der Pförtner des Grand Hotel zog die Mütze, und der Boy sprang dienstbereit herbei.

An ihn wandte sich Deladier: „Tragen Sie das Paket auf Nummer 321!"

Der Pförtner mischte sich ein: „Verzeihung, mein Herr, wir haben das Zimmer ausgewechselt."

„Wie das?"

„Nummer 321 erschien dem Herrn doch zu klein! Nun ist in der Zwischenzeit ein Doppelzimmer frei geworden. Wir lassen es zu dem gleichen Preis."

Deladier schien hoch erfreut zu sein, und der Boy erhielt von dem Pförtner den Auftrag: „Bringen Sie das Paket auf Nummer 324!"

Es lag bereits auf einem Sessel, als Deladier den eleganten Schlafraum betrat. Er war ein geschworener Feind der Aufzüge, seitdem er einmal in einem Hause zweiten Ranges in Nizza zwischen dem zweiten und dritten Stock hängen geblieben war. Da er nun ganz altmodisch die Treppe benutzt hatte, war von dem Boy bereits Licht eingeschaltet und alles in Ordnung gebracht worden. Im Anblick des Pakets fiel Deladier Madame Ponces wohlgemeinter Ratschlag ein. Sorgsam löste er die Verschnürung und hängte den Mantel mit geradezu liebevoller Schonung in dem großen Spiegelschrank auf.

Deladier sah auf die Uhr. Zehn Minuten nach sieben. Höchste Zeit für das Abendessen. Wenn er in Paris weilte, speiste er bei Drouant. Das war auch heute der Fall. Hier kannten Aufträger und Kellermeister Deladiers kleine Schwächen. Kein Wunder also, daß er zwei Stunden später sehr befriedigt und vergnügt in das Grand Hotel zurückkehrte

Aber hier ging ihm die Zigarre aus, die er sich genießerisch bei Drouant angebrannt hatte.

Schon die seltsame Begrüßung durch den Pförtner machte ihn stutzig. „Es ist wirklich gut, daß Sie endlich da sind, mein Herr!"

Was sollte das?

Deladier kam nicht dazu, diese Frage an den Betreßten zu richten, denn schon trat ihm der Direktor des Grand Hotel entgegen. Die höfliche Bestimmtheit in Person. „Darf ich Sie für einen Augenblick in mein Bureau bitten?"

„Nanu!" schoß es durch Deladiers ein ganz klein wenig weinschweren Kopf.

Aber schon sah er sich in des Hoteldirektors Allerheiligstem zwei Herren gegenüber, die er bei seiner Menschenkenntnis auch ohne die vorgewiesenen Erkennungsmarken sofort richtig eingeschätzt haben würde.

„Mein Kollege und ich haben einige Fragen an Sie zu richten, mein Herr!"

„Bitte!" erwiderte Deladier mit der dem reinen Gewissen eigenen Ruhe und dennoch vibrierender Stimme.

„Nach Ausweis des Hotelregisters reisen Sie allein! Bitte, wie kommt der Damenmantel in Ihren Kleiderschrank?"

Erleichtert atmete Herr Deladier auf. Wenn das alles war, was der wissen wollte!

Deladiers Ton wurde wesentlich zuversichtlicher. „Ein Geschenk für meine Tochter Angelika in Nizza, wenn Sie das interessiert. Ich habe den Mantel vor wenigen Stunden im „Printemps" gekauft. Bitte, hier ist die Rechnung, und außerdem kann die Direktrice der Mantelabteilung solches bezeugen. Sie erteilte mir den Rat, den Mantel über Nacht auszupacken und ihn auszuhängen, damit er nicht leidet."

Der Hoteldirektor lächelte, und die beiden Beamten sahen einander mit vielsagenden Blicken an.

Trotzdem griff der eine nach der von Deladier dargereichten Rechnung des „Printemps" und stellte in der Tat fest, daß von dem offenbar Verdächtigen heute ein Mantel in dem Warenhause gekauft worden war.

Deladier hatte das Gefühl, als lauere das schwere Geschütz noch im Hintergrunde.

Es täuschte ihn nicht.

Denn, als ob er ihn überrumpeln wollte, hielt ihm nun der Fragesteller ein in Platin gefaßtes Brillantenarmband unter die Nase und donnerte: „Ich ersuche um Aufklärung, mein Herr, wie kommt das der Comtesse de Jolivet entwendete Armband in die Tasche des von Ihnen heute im „Printemps" ohne stichhaltigen Grund erstandenen Damenmantels?"

„Das weiß ich doch nicht", erwiderte der Unglückliche der Wahrheit gemäß. —

Die kleine Angelika mußte in Nizza recht lange auf ihren Vater und das schöne Geschenk aus Paris warten. Erst der Sensationsprozeß gegen die Hotelratte Bertha Colombier klärte auch diesen Fall auf. Diese gerissene Person pflegte sich als Zimmermädchen zu verdingen. Während Deladier vergnügt bei Drouant speiste, hatte die Comtesse den Diebstahl entdeckt.

Die Tasche in dem neu gekauften Mantel des allein reisenden Deladier war für Bertha ein sicheres Versteck. Mehr als das . . . sie schützte sich für den Fall des Mißlingens vor der Verhaftung, indem sie den Verdacht auf einen Unschuldigen lenkte.

Und solches dürfte immer der letzte Trick der geriebensten Gauner sein.

Lustige Rundschau



* **Der bessere Wechsel.** „Hat dir deine Erwählte wirklich einen Korb gegeben? Warum hast du ihr nicht gesagt, daß du einen reichen Onkel beerben wirst?" — „Leider tat ich das. Nun will sie lieber den heiraten."

*

* **Bequemer.** Sie (zu ihrem Manne): „Wie? Heute an meinem Geburtstag gratulierst du mir mit leeren Händen?" — Er: „Oh, das geschieht nur, damit ich dich besser umarmen kann."

Räuber in der Nacht.

Groteske von Jo Hanns Rösler.

Es war eine denkwürdige Nacht, in der sich dies begab.

Das Haus lag einsam in einem Tale, durch das ein kleiner Bach lief. Rings dehnten sich tiefe, dunkle Wälder mit dichtem Unterholz und verfallenen Wegen. Kein anderes Haus stand in der Nähe, und nur wenige Wagen fuhren am Tage an seiner Einsamkeit vorüber!

In der Nacht vom dreizehnten zum vierzehnten August geschah dann das grausige Ereignis.

Es war ein Freitag. Windstill und drückend lag der Abend über den Bäumen. Kein Vogel sang. Kein Ast bewegte sich. Ja, selbst der Bach hielt inne in seinem ewig gleichen Lied. Die unheimliche Stille ergriff sogar die Tiere. Die Kuh im Stalle verweigerte das Futter, und der Hund lag scheuen Blickes an der Kette und winselte.

So gingen die beiden Alten, die das einsame Haus allein bewohnten, zeitig zur Ruhe. Krochen in ihre dicken Federbetten, löschten das Licht und versuchten zu schlafen. Aber die Hitze des Tages lag schwer auf ihnen. Das Bett drückte, und durch das offene Fenster hörte man das ängstliche Klagen des Hundes. Im Nebenzimmer tickte die Uhr. Plötzlich blieb auch sie stehen. —

In dieser Minute setzte plötzlich ein Sturm ein. Man hörte ihn nahen wie einen schweren Wagen. Er rannte gegen das Haus, rüttelte am Gebälk, bog die Bäume und schlug deren Zweige gegen die Wände des Hauses. Der Hund heulte. Die Kuh begann zu rumoren. Der Hahn krähte mitten in der Nacht. Plötzlich — —

„Was war das?" fuhr der Mann auf. — „Was?"

„Hast du es auch gehört?" — „Ja."

„Schritte?" — „Schritte! Und die Tür!"

Beide lauschten. Ihre Ohren wuchsen über das ganze Haus. Saugten ängstlich jedes Geräusch. Lange.

Aber nichts rührte sich mehr.

„Eigentlich könntest du einmal hinunter gehen und nachsehen", meinte da der Mann zu seiner Frau.

„Ich?"

„Natürlich du. Warum nicht? Oder glaubst du etwa, ich hätte Angst. Lächerlich. Natürlich kann auch ich gehen. Aber warum soll ich aus dem warmen Bett?"

Da krachte es wieder. Als wenn eine Tür eingeschlagen würde. Drei dumpfe Schläge folgten. — „Hilfe!" schrie ein Mensch, „Hilfe!" — Aber die Stimme erstarb. Abgedrosselt.

„Um des Himmels willen", zitterte der Mann im Bett, „ein Mord! Unmittelbar unter uns. Es muß im Wohnzimmer sein. Geh doch mal runter! Geh doch mal runter, Weib!"

„Ich habe Angst, Mann."

„Quatsch! Runtergehen sag ich!", schrie er, „totschlagen lassen werde ich mich hier oben. Du siehst nach, was los ist. Vielleicht reißen sie aus. Aber mache die Tür gut hinter dir zu."

Die Frau stand auf.

„Laß mich hier", sagte sie noch einmal.

„Du gehst hinunter. Das ist deine Pflicht als Hausfrau. Aber gut die Tür hinter dir schließen."

Da band sich die Frau ihren Unterrock über und schlich aus dem Zimmer. —

Der Mann saß im Bett und wartete. Dann sprang er auf. Riegelte die Tür, durch welche die Frau gegangen, fest zu. Schob Kisten und Kasten davor. Und stand.

Noch hörte er die Schritte der Frau auf der Treppe. Dumpf, langsam, Mut vortäuschend.

„Ist jemand hier?" klang es herauf.

Aber ein Schrei spülte alles hinweg. Ein Schrei des Entsetzens. Ein Schrei, nicht mehr der Angst, sondern der Furcht. Dann tönte ein Fall — als wenn ein Stuhl umfiel. Lähmendes Schweigen kroch schwer nach oben. —

„Es wird ihr doch nichts passiert sein", erwog der Mann, „man hört ja gar nichts mehr."

Er preßte seinen Kopf an die Tür und lauschte.

Wenn er wenigstens Schritte hören würde! Oder irgend etwas! Aber so gar nichts?

„Hinunter zu gehen hat auch keinen Zweck", stieg er da wieder naß vor Angst in sein Bett, „morgen früh werde ich ja zeitig genug erfahren, was los war."

Er zog die dicke Decke über beide Ohren und schlief ein. —

Am nächsten Morgen war schon die Polizei im Haus.

„Bei Ihnen auch?" — „Diese Nacht", erzählte der Mann wichtig, „furchtbarer Lärm, mindestens zehn Männer; meine Frau ließ sich nicht abhalten, selbst nachzusehen."

„Wir fanden sie ohnmächtig im Zimmer."

„Das kommt davon. Sie wollte unbedingt hinunter. Ich habe sie gebeten, ich habe es ihr verboten, nichts half. Nicht wahr, Frau?"

„Ja, Mann", nickte sie bleich vom Sofa herüber.

„Es war überall wie hier," fuhr der Kommissar fort, „in noch zwanzig einsamen Gehöften ist diese Nacht eingebrochen worden. Fehlt Ihnen etwas?"

„Ich glaube nein."

„Die Schränke lagen umgestürzt, sämtliche Fenster waren ausgehängt, zerbrochenes Holz liegt hier wie in allen anderen Fällen. Waren die zerschlagenen Bretter im Zimmer?"

„Nein. Sie lagen vor dem Haus."

„Gestohlen wurde also auch hier nichts. Und Mord? Die große Blutlache inmitten des Zimmers! — Haben Sie Schreie gehört?"

„Ja. Zweimal hintereinander."

„Man hat nirgends einen Toten gefunden. Aber überall hörte man in der Nacht Schreie, überall war der Boden feucht von Blut."

Dann machten die Beamten Aufnahmen des Zimmers, ließen den Mann das Protokoll unterschreiben und gingen fort.

Zwei Tage vergingen. Nichts Neues hatte sich ereignet. Vom Täter keine Spur.

Da brachte eines Morgens der Postbote einen großen Brief — schwarzgerändert, rotbeschriftet. Der Mann brach ihn auf. Und las:

„Wir bedauern, Sie vor einigen Nächten gestört zu haben. Aber Sie tragen selbst die Schuld. Warum ließen Sie unsere Aufforderung und unsere Schreiben unbeachtet?

Wir sind keine Räuber. Keine Mörder. Diebe, Brandstifter. Wir haben Bretter mit dem Beil zerschlagen, um zertrümmerte Türen vorzutäuschen. Wir haben geschrien wie Frauen in Not. Wir haben mit Ochsenblut den Boden bestrichen. Wir haben die Schränke vorsichtig umgelegt, damit nichts zerbricht. Wir haben Ihre Frau, als sie bei unserm Anblick in Ohnmacht fiel, sorgsam aufs Sofa gelegt.

Wie aber, wenn wir wirklich Räuber gewesen wären? Wenn wir Ihre Wohnungseinrichtung zertrümmert hätten? Wenn wir mitgenommen, was mitnehmenswert war? Wenn wir Ihre Frau erschlagen und Sie erstochen hätten? — Hatten Sie die Möglichkeit, Hilfe herbei zu rufen? Nein!

Darum — und die Notwendigkeit wollten wir Ihnen beweisen — lassen Sie sich noch heute unser Patenttelephon mit Hilferuf legen!"



Rätsel-Ecke



Buchstaben-Rätsel.

Die Wäscherin wird ungern mich vermissen,
Kopflos bin ich dem Leben hier entrissen,
Ein Baum bin ich, köpfst du aufs neue mich,
Streich' Kopf und Fuß, dann bin ich eben — ich.

*

Auflösung der Rätsel aus Nr. 285.

Reimergänzungs-Rätsel:

Immer wieder nehmen die Quellen
Perlmutterfrisch nach dem Tal den Lauf,
Immer wieder duften die Rosen,
Wacht ein Mädchen in Schönheit auf.
Laßt die Jahre nur grausam hämmern
Und Geschaff'nes in Stücke geh'n!
Jene, die heute sterbend verdämmern,
Feiern schon morgen ihr Aufersteh'n.

*

Silben-Rätsel:

Ti | ger
E | ber

*

Rätsel:

„Wer mag das sein?"

Tag und Nacht.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.